

„Zugvögel“**Predigt zu Hebräer 11,1.8-10.13-16****Weihenzell, 02.11.2025**

Was haben Zugvögel mit Abraham zu tun, mit Isaak und Jakob, von denen wir vorhin in der Lesung gehört haben? Was haben Wildgänse und die Klappergrasmücke – wer hat vor diesem Gottesdienst schon mal von diesem Vogel gehört? Hand hoch! – was haben Wildgänse und die Klappergrasmücke mit uns zu tun? Jetzt bitte nicht spoilern und sagen: Naja, Zugvögel übertragen die Vogelgrippe. Kann man ja zurzeit ständig in den Nachrichten hören. Stimmt natürlich, aber das ist logischerweise nicht der Punkt, um den es in diesem Gottesdienst gehen soll.

Etwas ernsthafter könnte man auf meine Frage antworten: Zugvögel gehören zu den Wundern der Schöpfung. Das heißt, sie können uns heute, genauso wie früher den Menschen der Bibel, die Größe des Schöpfers zeigen.

Und das tun sie ja auch. Es gibt so viele höchst erstaunliche Tatsachen und Rätsel im Blick auf Zugvögel. Ein bisschen haben wir dazu schon von euch beiden gehört, und dem kann man leicht Weiteres hinzufügen. Zum Beispiel den Streckenrekord einer fünf Monate alten Pfuhlschnepfe, die – ohne zu landen – in elf Tagen von Alaska nach Australien geflogen ist und dabei 13.560 Kilometer zurückgelegt hat. Oder die 100

Gramm schwere Küstenseeschwalbe, die jedes Jahr von der Arktis zur Antarktis fliegt und wieder zurück. Wobei niemand weiß, woher sie überhaupt die Energie dafür nimmt.

Oder die Streifengans, die über 9000 Meter hoch fliegt und dabei den Himalaya überquert. Oder die jungen Kuckucke, die in einem fremden Nest aufwachsen. Und die dann selbstständig, ohne ihre Eltern je gesehen zu haben, in ihre Winterquartiere südlich des Äquators ziehen.

Aber es gibt noch eine andere Ebene, auf der man unser Leben mit dem der Zugvögel in Beziehung setzen kann. Der nicaraguanische Priester und Dichter Ernesto Cardenal (1925-2020) – vielleicht kennen Sie ihn – hat einmal gesagt:

„Obwohl wir Gott nie gesehen haben, sind wir wie Zugvögel, die an einem fremden Ort geboren doch eine geheimnisvolle Unruhe empfinden, wenn der Winter naht, einen Ruf des Blutes, eine Sehnsucht nach der frühlingshaften Heimat, die sie nie gesehen haben und zu der sie aufbrechen, ohne zu wissen wohin.“

I. Zug-Unruhe – unsere Sehnsucht nach Heimat

„Obwohl wir Gott nie gesehen haben, sind wir wie Zugvögel, die an einem fremden Ort geboren doch eine geheimnisvolle Unruhe empfinden, wenn der Winter naht, einen Ruf des Blutes, eine Sehnsucht nach der frühlingshaften Heimat, die sie nie gesehen haben und

zu der sie aufbrechen, ohne zu wissen wohin.“

Zugvögel kennen die sogenannte Zug-Unruhe: In den Tagen unmittelbar vor dem Vogelzug erleben sie eine erhöhte motorische Aktivität. Wenn sie in Käfigen gehalten werden, beginnen sie in die Zugrichtung zu hüpfen und mit den Flügeln zu flattern. Die Sehnsucht nach dem Süden ist in ihnen angelegt.

Auch wir Menschen sind Sehnsuchtswesen. Wir sehnen uns nach etwas, das uns Heimat gibt. Das uns das Gefühl gibt, angekommen zu sein mit unserem Leben. Geborgen zu sein.

Manchmal zeigt sich das als Heimweh nach einer verlorenen Heimat, vielleicht an Weihnachten. Oder als Fernweh, vielleicht nach einer zweiten Heimat im Süden – in Italien, Spanien oder wo es auch sein mag. Und immer, ganz gleich wie alt wir sind, sehnen wir uns nach Erfüllung, nach einem gelingenden Leben. Manchmal können wir nicht mal wirklich sagen, worauf sich unsere Sehnsucht, worauf sich unser Heimweh genau richtet. Der berühmte Philosoph und Kirchenvater Augustinus im 4./5. Jahrhundert war vor seiner Hinwendung zu Christus so ein Suchender. Überall hat er nach Erfüllung gesucht: in der Karriere, im Sex, in geistiger Vertiefung.

Bis er dann im Rückblick festgestellt hat: „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.“ Und er meint damit: Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir, Gott. Gott, so heißt es einmal im Buch Prediger im

Alten Testament (Prediger 3,11), *hat den Menschen die Ewigkeit in ihr Herz gelegt.*

Und von diesem Heimweh, dieser Sehnsucht nach etwas, das über das Sichtbare hinausgeht, haben wir vorhin in der Lesung aus dem Hebräerbrieft gehört: *Der Glaube*, heißt es da gleich am Anfang, *ist ein Festhalten an dem, worauf man hofft, ein Überzeugtsein von Dingen, die nicht sichtbar sind.* Der Glaube ist ein Festhalten an dem, worauf man hofft, ein Überzeugtsein von Dingen, die nicht sichtbar sind.

Ein Beispiel für diesen Glauben, der seine Hoffnung auf den unsichtbaren Gott setzt, ist im Hebräerbrieft Abraham. Abraham, der aus seiner Heimatstadt Ur aufbricht, als Gott ihn ruft. Der diese Zug-Unruhe in sich spürt, dieses Flattern im Käfig, diese innere Ahnung, dass alle irdischen Heimaten noch nicht das Letzte sein können. Weil sie alle nur zeitlich begrenzt sind. Vergänglich. Durchgangsstation. So bequem und vertraut seine Heimat damals auch gewesen sein mag im hochzivilisierten Ur – damals schon, wie Archäologen festgestellt haben, eine Stadt mit mehrstöckigen Wohnhäusern und Toiletten mit Wasserspülung.

Und so bricht dieser Abraham auf. Er bricht auf über tausende Kilometer hin zu einem Ort, den Gott ihm als Erbe verspricht. Lange Zeit ohne zu wissen, wohin sein Weg ihn führen würde.

Aber auch als Abraham dann sein Erbe einnimmt, lebt

er, so lesen wir im Hebräerbrief, *als Gast und Fremder* in diesem Land. Er wohnt, wie später auch sein Sohn Isaak und sein Enkel Jakob in Zelten. Und daran wird deutlich: Auch das ist noch Heimat auf Zeit. Provisorisch. Durchgangsstation. Rastplatz auf dem Weg zu einer besseren Heimat. Der endgültigen Heimat in Gottes neuer Welt. In Gottes Ewigkeit.

Und so sehen wir an Abraham, dass zum Glauben immer beides gehört: Die eigentümliche Ahnung, auch noch in den Stunden höchsten irdischen Glücks, dass es mehr geben muss als das Sichtbare, mehr als das biologische Leben zwischen Geburt und Tod. Das Wissen, im Letzten nur ein Gast zu sein auf dieser Welt. Und zugleich das *Festhalten an dem, worauf man hofft, ein Überzeugtsein von Dingen, die nicht sichtbar sind*. Die Gewissheit der Heimat im Himmel.

II. In der Hoffnung unterwegs zum Ziel

Nun hoffen ja alle Menschen irgendwie. Inmitten von Unsicherheiten, von schwierigen Lebenssituationen, von Leid und Schmerz, suchen wir alle nach etwas, das uns Hoffnung geben kann.

Wir hoffen auf ein langes, gutes Leben. Wir hoffen, wieder gesund zu werden. Wir hoffen, dass es unseren Kindern einmal gut geht.

Aber nicht jede unserer irdischen Hoffnungen erfüllt sich. Die Bilanz bleibt gemischt. Für einige ist sie okay, für manche ziemlich gut, andere hadern. Und am Ende

bleibt vieles unerfüllt in dieser Welt. In jedem Leben.

Als Christenmenschen hoffen wir darum noch tiefer. Wir hoffen radikaler. Wir hoffen nicht nur auf ein langes Leben, sondern auf das Ende des Sterbens, den Sieg über den Tod, das ewige Leben. Wir hoffen nicht nur auf ein bisschen Frieden, sondern wir vertrauen darauf, dass in Gottes neuer Welt kein Leid und kein Schmerz mehr sein wird. Dass es durch Christus Vergebung gibt und Versöhnung, Frieden mit Gott. Für alle, die diesen Frieden wollen.

Wir hoffen nicht nur auf stabile Verhältnisse, sondern auf den finalen Sieg von Recht und Gerechtigkeit, auf die Wiedergutmachung für die Opfer, die Abschaffung des Bösen. Menschen des Glaubens hoffen radikal.

Und wir tun das, weil wir an Ostern die Auferstehung des Gekreuzigten feiern. Das absolut Udenkbare. Die Auferweckung von Jesus am Ostermorgen übersteigt ja alle Möglichkeiten menschlichen Handelns. Sie ist radikal göttliches Handeln.

Aber diese Gewissheit des Glaubens, dass Gottes Geschichte mit dem unfertigen, mit dem abgebrochenen, mit dem zerstörten Leben, ja mit dieser ganzen Schöpfung weitergeht zu einem ewigem Ziel, ist radikaler Trost und radikale Hoffnung.

Und bis Gott das, was in der Auferweckung von Jesus schon begonnen hat, einmal vollenden wird, geht es

uns wie Abraham: Wir leben in einem Zwischenraum. Wir leben in der Spannung zwischen schon jetzt und noch nicht, zwischen Aufbruch und himmlischer Heimat. Wir spüren die Zug-Unruhe, hören den Ruf Gottes und machen uns auf die Reise.

Und dabei leuchtet das Licht von Ostern schon jetzt in unser Leben und in diese Welt und weist uns den Weg. Und wir lernen, schon jetzt nach den Werten des Reiches Gottes zu leben.

Der kroatische Theologe Peter Kuzmič drückt es so aus: „Hoffnung ist die Fähigkeit, die Musik der Zukunft zu hören. Glaube ist der Mut, in der Gegenwart danach zu tanzen.“

III. Was wichtig ist auf der Reise

Noch einmal zurück zu den Zugvögeln. Drei Dinge möchte ich noch nennen, die für ihren Weg zum Ziel typisch sind und die auch für unsere Glaubensreise entscheidende Bedeutung haben.

Das erste ist Gemeinschaft. Besonders eindrücklich sind ja die Starenschwärme, wenn sie am Himmel ihre Tänze aufführen: Tausende Vögel sind dann koordiniert unterwegs, alle achten auf die Bewegungen ihrer Nachbarn. Sie scheinen zu spielen – als Vorfreude auf die große Reise. Und Raubvögel werden verwirrt durch den Schwarm, sodass sie sich keine Beute aussuchen können.

Kraniche dagegen, viele werden das kennen, nutzen auf ihren Zügen die V-Formation. Der vorderste Vogel

hat den größten Kraftaufwand, die hinteren nutzen den Auftrieb des Flügelschlages ihrer Vorflieger. An der Spitze wechseln sich die Vögel ab. So kann man immer wieder beobachten: Zugvögel helfen einander und schützen einander.

Genauso ist auch für die, die wie Abraham im Glauben unterwegs sind, Gemeinschaft unverzichtbar. Deswegen feiern wir Gottesdienst. Deswegen treffen wir uns in Hauskreisen und Gemeindegruppen. Deswegen ist es wichtig, dass wir lernen, auch das Leben miteinander zu teilen, einander zu helfen und in schweren Zeiten beizustehen. Wir alle brauchen einander, um das große Ziel zu erreichen.

Das zweite: Zugvögel haben eine erstaunliche Orientierung. Sie finden jedes Jahr die gleichen Nist- und Futterplätze. Sie können sich tagsüber am Sonnenstand und nachts an den Gestirnen orientieren. Sie merken sich Landmarken wie Flüsse und Küstenlinien. Und sie haben so etwas wie einen sechsten Sinn: Sie können das Erdmagnetfeld lesen. Wahrscheinlich haben sie im Auge und im Schnabel Erdmagnetsensoren. So gibt ihnen auf ihrer Reise das Unsichtbare Orientierung.

Ganz ähnlich ist es auch im Glaubensleben: Wir folgen nicht einfach unseren eigenen Ideen. Sondern wir orientieren uns an dem, was Gott uns in seinem Wort der Bibel zeigt. Wir richten unsere Sensoren auf die Gegenwart Gottes, auch wenn sie für unsere Augen noch

unsichtbar ist.

Das dritte: Neben einer guten Orientierung brauchen Zugvögel Rastzeiten. Dabei machen sie immer wieder an denselben Orten Halt.

Auch wir brauchen Rastplätze. Rastplätze für unseren Körper, für unsere Seele, für unseren Geist. Im Wechsel zwischen Arbeit und Aktivität auf der einen Seite sowie Ruhezeiten, Auszeiten und Ferien auf der anderen.

Gott hat mit dem Sabbat bzw. Sonntag einen heilsamen Rhythmus in unser Leben gelegt: Ruhe am siebten Tag. Ein Rastplatz, an dem wir auch im Glauben auftanken können. An dem wir aufatmen und uns Zeit nehmen für die Begegnung mit Gott.

IV.

„Obwohl wir Gott nie gesehen haben, sind wir wie Zugvögel, die an einem fremden Ort geboren doch eine geheimnisvolle Unruhe empfinden, wenn der Winter naht, einen Ruf des Blutes, eine Sehnsucht nach der frühlingshaften Heimat, die sie nie gesehen haben und zu der sie aufbrechen, ohne zu wissen wohin.“

Da gibt es dann am Ende wohl doch einen Unterschied zwischen Zugvögeln und Menschen des Glaubens: Wer glaubt, weiß, wo sein Leben hingeht. Auch wenn vieles noch unser Vorstellungsvermögen übersteigt.